



Magasin. „Jetzt werden wir dich wohl endlich kriegen, du Stabenhalter!“ (Weitener „Litt“)

**In Marseille.**

Einem Marseiller Brief an die Genfer „Tribune“ ist die folgende Schilderung des jetzigen Lebens in der französischen Hafenstadt am Mittelmeer entnommen:

Diese von jeher arbeitsscheue Stadt liegt heute im Paroxysmus fiebern.

Eine Frau als regulärer Soldat im russischen Heere.



Der weibliche Soldat fand sich in einem Gefangenentransport zwischen Weibsel und Zug. Wie die Gefangene selbst angibt, ist sie aus Liebe zu ihrem Mann, der auf unfernen Weite neben ihr steht, mit ins Feld gezogen. Begehren für die russischen Verbände ist, daß man die trauer Frau in der Stompage duldet und an allen Gefechten teilnehmen ließ.

der Geschäftigkeit. Mehr als je hat nun ihr guter Bürger Recht, der von der „Cannebiere“ (eine auf den Hafen zuführende Straße Marseilles) sagte, sie sei die größte Straße der Welt, die sie bis in den Orient führe. In Marseille staut sich dieser Zug von Tausenden jungen Männern aus dem Norden, ehe er weiterzieht, seiner fernem, dunklen Bestimmung entgegen. Die Stadt quillt über von Engländern. In der vergangenen letzten Oktoberwoche sollen ihrer 60,000 durchgekommen sein. Regimente von Regimenten marschieren von Ausladungsbahn in die Tagesquartiere, in den „Prado“ oder „Mazargues“. Bald speien diese provisorischen Kasernen aber die Kolonnen wieder aus und die Transportschiffe tragen sie an unbekannte Küsten.

Ich hatte diese Truppen noch vor drei Monaten in ihrem Heimatland gesehen und war nun doch überrascht, sie plötzlich wieder hier anzutreffen, unter diesem vom Herbst kaum gestäubten Saphirhimmel des Südens. Mitten im lärmenden Geschrei der Straßen Marseilles wirken ihre böse Pfaster stampfenden, unabsehbaren

Reihen, ihre Stimmen mit dem ewigen Gesang des „Tipperary“ auf Auge und Ohr als Mißklang. Man hat die Leute etwas durcheinanderwürfeln; aber ich erkenne sie doch alle wieder. Diese da gehören zur Ritzener-Armee; ihren blühenden Äpfelschnüren, den noch neuen Falten ihrer Uniformen sieht man an, daß sie ganz frisch aus irgend einer englischen Kaserne kommen, aus Chelsea, Whitehall oder Kensington. Die hier sind „Eiserfüßler“, „Gordons“, dann ein Trupp irländischer Grenadiere. Aber diese Kerle da in ihrem zerrütteten Kasko, die schick La Bassée oder Givenschy, Verbrannte, bärtige Gesichter. Mit grausamen, starren Augen marschieren sie neuen Abenteuer entgegen. Ich schändere ihnen nach zum Hofen. Das Regiment soll sich in einer Stunde einschiffen. Fiebernde Bewegung in den gewaltigen Hofen.

Die Mietpreise im Hafen erreichen jetzt ungeachtete Höhen. Für einen arbeitsamen, kleinen Kohlendampfer zahlt man 250 Franken die Stunde. Ein lebendiger Wald schwankender Ruten, Masten, Kamine, Tobsüchtig wimmelnder Eiser, von der Enge des Hafens bedeckt. Man spürt den Atem einer unerhörten Anstrengung, der auffühlenden Energie, bezweifelten Willens, dort im Osten noch zurecht zu kommen, um jeden Preis zurecht zu kommen...

Eine bestürzende Feststellung: Es gibt keine Richtsteuer mehr in Marseille. Aus dieser mit Bummeln hochgefahrenen Stadt, diesem Eden des frühlichen Schlenkrians und trädelnden Farniente sind die Mühs-



Stuludis, der neue griechische Ministerpräsident.

gänger verschunden. Sie sind fort, die bronzenen Straßenhimmel, die auf den Treppen der Kathedrale um ihre Sous würfeln, fort diese be-



Von den Kämpfen im Tonale-Gebiet: Tiroler Landeshüben schlagen im Gletschergebiet des Adamello einen italienischen Angriff ab.

unruhigen Gestalten, die, in schmüßiges Weiß gekleidet, auf den leisen Sohlen ihrer Leinwandstühle durch die lebigen Gassen strichen, in der verächtlichen Grazie ihrer geschmeidigen Hüften.

Das englische Regiment, Mann auf Mann, passiert über den Landungssteig. Es ist an Bord. Die Glote zur Abfahrt löst. Von der Kommandobrücke singt eine Stimme, eine wunderbar junge, helle Stimme den jedem englischen Phonographen teuren Refrain: „Boys in Khaki, boys in blue“. Und in diesem Augenblick, der die Soldaten dort in das Dunkel einer unerforschlichen Zukunft fortführt, nimmt die abgedroschene Melodie die Stimme unerträglich schmerzlicher Heimweh an. Früher gab es Abschiedsfeiern, aber jetzt: Gott, man ist es so gewöhnt.

Ich blieb denn auch ganz allein, während ich ein paar Schritte weiter deutschen Gefangenen zufuhr, die mit dem Westfalten eines Munitionsdampfers beschäftigt waren. Der ehrsame Pless von „Beuz-Vort“ bezeugt ihnen, scheint mir, keine sehr heftige Feindschaft. Trotzdem ließ man die Deutschen in der ersten Zeit in Mondnächten arbeiten, aus Besorgnis, man werde sie lungen. Soldaten vom Fort Saint Nicolas stellen die Bewachung. Die Gefangenen tun ihre Arbeit halb mürrisch, halb resigniert. Sie sind arbeitsfähig,

Gott für alle; trotz der heftigen Besittungen des schmerzlichen Polikisten, der mit dem Gefuchtel seines weichen Stabes den Londoner Policeman imitiert, aber ohne den geringsten Erfolg. Er bietet den grotesken und schmerzlichen Anblick eines Tassenspielers, dem die Trübs nicht gelingen wollen.

Der Krieg hat Marseille nichts von seinem süßlichen Gesicht lindlicher Harmlosigkeit genommen. Ja, man erzählt sich sogar, daß die Engländer, die dort in Garnison stehen, vom Rhythmus der Stadt ergriffen werden und in so etwas wie leise Lebendigkeit geraten.

**Die Bulgaren kommen!**

Stimmungsbild aus Monastir vor der Besetzung durch die Bulgaren.

Die folgende drastische Schilderung einer Panik in Monastir vor der Besetzung durch die Bulgaren vor öffentlichen Unlust die „Frankfurter Zeitung“:

Vor etwa drei Wochen war's. Der Stabschef des Obersten Waffstichs, des Befehlshabers von Monastir, stand eben am Fernsprecher und telefonierte mit dem Hauptquartiere in Nisch. Plötzlich drang ein verworrenes Geräusch an sein Ohr, das die Worte seines telephonischen Gegenübers störte und bald ganz erstikte.

**Rabbing in Frankreich.**



„Still, Korl, id mach einen Gefangenen — für Samstag Riddagl!“



Eine Wirtshauskategorie in Hochwald.

von oben bis unten. Wohl seit langem schon haben ihre Uniformen jede erkennbare Farbe verloren. Und Haar und Gesicht sind glanzlos wie ihre Kleider. Im übrigen haben sie sich wohl nicht zu belangen. Es ist keine hegende Arbeit. Ich sehe einen der Deutschen auf einem Sad ruhig schlafen, ohne daß sein Wächter ihn aus dem Schlummer jagt. Fünfundsanzwanzig Sous Taglohn.

In Carpine sind die Gefangenen interniert. Täglich sehe ich Karren, in langer Reihe, hochgeladen mit Lebensmitteln für Carpine an meinem Gang vorbeiziehen. Man wollte diese Gefangenen bei der Verbesserung der Straßen verwenden, die sich infolge des Arbeitermangels in einem wirklich elenden Zustand befinden. Die Rabrupen werden immer tiefer; aber der Winter kommt schon, und die Deutschen bleiben jetzt in Carpine.

In der Stadt trifft man feierliche Hindus. Die Stien vom Turban umwickelt, spazieren sie in pompöser Allüre durch die großen Warenhäuser, bleiben wie Kinder stehen, um an den Seifen zu riechen und verschonen ihr feuriges Lächeln unter die Verkäuferinnen des Racons. Die farbenreich und Gerüchen reiche Stadt mag ihnen recht gut gefallen. In den Tramways finden sie gar Platote in ihrer eigenen Sprache neben den englischen und französischen Anschlägen. Und ihre kleinen Karren, ihre schwarzbraunen Mäntel, rinnen durch die Straßen, als sei das immer so gewesen. In dieser Doppelmelt, wo sich die Startheit Britanniens und die geschmeidige Regenart des Orients begegnen, zeigen die französischen Soldaten die Miene des freundlichen Wirtes, der seinen Gästen nachsichtig zusieht. Man sieht übrigens sehr viele Krüppel, darunter manche schon wieder im Bürgerkleid. Noch weit mehr als früher bilden die Straßen Marseilles ein unentwirrbares Chaos. Englische Ambulanzwagen, von sehr uneleganten, „wallwömen“ geführt, hindostanische Karren, graue Stabsautomobile fluchen mit den Helfern der Seifenfabriken und Desinfektoren zusammen; vollkommene Anarchie der Straße. Hier heißt es: Jeder für sich,

vergebens versuchte der Stabsoffizier Antwort zu erhalten; er telephonierte an die Prästetur in Nisch, versuchte mit der Regierung zu sprechen

**Der Gegenweiss.**



„Junge, Junge, die mühten wie mal vom dem Wirtshaus den Engländern vor Ansicht runtalassen! Da würden sie sich leicht überzeihen, daß sie mit de Aushebung Feurschlands teen Zid nich haben!“

— keine Antwort. Fernsprecher und Telegraph waren abgeschnitten. Auf diese Weise erfuhr Monastir, daß der Feind Nisch, die zweite Landeshauptstadt, in seine Gewalt gebracht hatte. Schon stand die Stadt damals im Zeichen des Schredens. Seitdem die Kriegserklärung Bulgariens bekannt geworden war, raste die Angst vor einer Krankheit durch Monastir. Die Räden wurden bis auf wenige geschlossen; die Auswanderung begann. Monastir, in Friedenszeiten eine Stadt von 40,000 Einwohnern, zählt ihrer heute kaum mehr die Hälfte. Wozu auch die Räden offen halten? Wie kann der Kaufmann Handel treiben, wenn der Wert des serbischen Geldes geradezu reißend fällt? Der Dinar, der den Nennwert von einem Franken hat, gilt in Monastir heute nur noch einen halben! Die Angst wurde zur völligen Panik, als in einer Nacht Alarmrufe in den Straßen der Stadt erschollen. In der Gegend von Witlep sah man Feuerzeichen und deutlich drönte durch die Straße der Stadt das Donnern von Kan-

**Die Entente-Büttcher.**



„Zum Donnerwetter, schließlich fällt uns der ganze Kumpel noch auseinander!“

nen. So waren also die Bulgaren schon näher als man glaubte; so werden sie im Vorrückend! Das war die furchtbarste der Schredensnächte von Monastir. Die ganze Bevölkerung war wach und blieb mit Matragen und Säcken auf den Straßen; und als am Morgen der einzige Zug nach Salonik vorfuhr, da wurde er in wütendem Kampfe gestört. Alle irgenwo wohlhabenderen Teile der Bevölkerung machten sich auf und davon. Der Schreden bauerte den ganzen Tag und erst allmählich beruhigte man sich soweit, daß man wenigstens keine unmittelbare Gefahr mehr befürchtete.

Aber Monastir, wie es jetzt sich darstellt, ist und bleibt nach einer Schilderung von Arnaldo Fraccaroli eine Stadt des Schredens. Die Straßen sind leer, aber von Gas- und Petroleumlampen hell erleuchtet. Und bei jeder Lampe steht unbeweglich eine Schildwache. Sie sehen aus wie Bildsäulen, die in einer verlassenen Stadt zurückgelassen sind. Wozu diese Posten? Man muß sich daran erinnern, daß es in Monastir nur eine kleine Anzahl von Serben, eine umso größerer aber von Bulgaren, Mosambanern, Griechen und Rumänen gibt. Der Kommandant hat an die Verhältnismäßig zuverlässigsten Bevölkerungselemente über 1000 Gewehre verteilen lassen; sie stellen nun die Posten und nächstlichen Patrouillen, die die Ruhe wahren sollen. In der Hauptstraße zeigt sich zwischen verlassenen, dunklen Häusern hinter zwei großen Scheiben Licht und Leben. Das ist das „Kaffee Bosnia“, da sitzt eine Gruppe von vielleicht 20 Personen, zumeist serbische Offiziere, auch ein paar vermögliche Wagenbesitzer; sie umringen einen Vorleser, der ihnen aus den neu eingegangenen Saloniker Zeitungen die letzten Meldungen berichtet. Das ist die einzige Verbindung, die Monastir noch mit der Welt hat; von Norden, aus Serbien, erfährt man schon seit Tagen nichts mehr.

Und dabei immer das unheimliche Gefühl, daß die Bulgaren sich unaufhaltsam weiter vorbohren. Böse Gerüchte vom Babunapass, böse Meldungen von überall her. Wo das bulgarische Heer noch nicht ist, da ist doch schon lange der bulgarische Kommandant, und von den Bergen, die Monastir umkränzen, steigt Tag für Tag ein trauriger Zug des Glens zur Stadt herüber. Flüchtlinge sind's, die da in Zügen von 200, 300 Landwägen, die schwere Ochsen oder Büffel schleppen, der Stadt langsam sich nähern. Auf den Wagen haben sie, was sie von Hausrat zusammenraffen konnten, angehäuft.

**Die erschütterte Obrigkeit.**



„Was meinen Sie denn, Herr Gouverneur, Sie werden Ihr Gehalt doch auch hier bekommen!“

„Aber die Rebenennahmen, die Rebenennahmen!“

**Kriegsjüttelreim.**

Am allerbesten, geht, Frau, Gesall' ich Dir in Feldgrau?

**Die Güterin der Ordnung.**



„Galt dreie! — Na, bei mühte mein-ner find.“



Die bei Zabure in der Campagne nach einem heftigen Artilleriekampfe in die deutschen Gräben vordringenden Franzosen werden in einem erbitterten Nachkämpfe von den deutschen Kruppen zurückgeworfen.